

Urbs bibliotheca

Im Jahre 1736 brachten die „Hamburgischen Berichte von gelehrten Sachen“ einen kleinen Artikel, in dem den Lesern die Vorschläge eines zeitgenössischen Gelehrten zur Gründung einer Idealbibliothek unterbreitet wurden. Am originellsten war wohl der Wunsch dieses Bücherfreundes, man möge das Bibliotheksgebäude zwar an einer vielbereisten Straße, nicht aber in einer großen Stadt selbst errichten. Man habe nämlich die Erfahrung gemacht, daß eine große Stadt eine Bibliothek — die in ihr gleichsam untergehe — unberühmt mache, ein unansehnlicher Ort dagegen dazu diene, die Blicke auf sie hinzulenken. Ferner wollte der Reformator die Bibliothek so praktisch und bequem eingerichtet wissen, daß Gelehrte und andere Gebildete sie auf der Durchreise gern aufsuchen und ein gebührendes Eintrittsgeld entrichten würden. Die Stelle, an der sie erstet, würde überhaupt, so meint er, sehr bald ein Wallfahrtsort und Treffpunkt aller derjenigen sein, die zum „Bücherkram“ gehörten, also auch Buchhändler, Buchbinder, Papiermacher und Papiervergolder würden hier zusammenströmen. Ja, ganz von selbst würde man nach hierher Schulen und Seminare verlegen, und alte Gelehrte, die sich zur Ruhe setzen, würden sich nirgends lieber niederlassen als an eben diesem Ort. So käme es ohne Zweifel sehr bald, daß man ihn folgerichtigerweise Urbs bibliotheca („Bibliotheksstadt“) nennen würde. Man kann sich denken, daß der phantasievolle Gelehrte noch allerlei andere Vorschläge in Bereitschaft hielt. Manche waren übrigens sehr vernünftiger Natur und finden sich heute in unseren Büchereien verwirklicht. Als Kuriosum aber dürfen wir wohl seinen Rat bezeichnen, alle in der Welt erschienenen Bücher, die man für die Idealbibliothek nicht aufzutreiben vermochte (diese sollte nämlich das gesamte Schrifttum umfassen), wenigstens in Holz nachzubilden, auf diese Attrappen den Titel und die Angabe des Hauptinhaltes

zu setzen und diese hölzernen Tröster einstweilen auf die Regale zu stellen! K. v. J.

Habent sua fata libelli

Die Bibliothek des Ernst-Haeckel-Archivs der Universität Jena besitzt ein Exemplar von Darwins „Abstammung des Menschen“ mit einer höchst merkwürdigen Vergangenheit. Die englische Ausgabe des Buches erschien im Februar 1871 in London. Am 28. Februar erhielt Ernst Haeckel ein Widmungsexemplar von Darwin selbst, in demselben Jahre auch ein Exemplar der deutschen Ausgabe von dem Übersetzer Viktor Carus. Das Titelblatt dieses deutschen Exemplars trägt die Widmung: „Seinem lieben Freunde Ernst Haeckel mit bestem Gruße. Der Übersetzer.“ Da Haeckel niemals Bücher aus seiner Bibliothek veräußert hat, war ich erstaunt, auf dem Vorsatzblatt den Namen „Josephine Albrecht-Lorenz“ zu finden, augenscheinlich von der Hand dieser Dame selbst herrührend. Aufklärung gab mir ein Brief, der in dem Buche lag, datiert aus Budapest II, Nyul u. 3, 5. Januar 1916, mit folgendem Wortlaut: „Euer Exzellenz! Hochverehrter Herr Professor! Das beiliegende Buch fand ich zufallsweise in einem hiesigen Antiquariat und erachte es für meine angenehme Pflicht, es wieder dem Orte zuzuführen, dem es — wahrscheinlich unbefugterweise — entnommen wurde. Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen, Herr Professor, meine tiefste Verehrung zu bezeugen. Ew. Exzellenz ganz ergebener Karl Baracs.“¹ Dazu hat Ernst Haeckel auf der Innenseite des Vorsatzblattes handschriftlich vermerkt: „Dieses Buch, mir persönlich wertvoll und seit 45 Jahren vermißt, erhielt ich heute, am 14. Januar 1916, von einem mir persönlich unbekanntem Herrn Karl Baracs aus Budapest zugesandt. — Im März 1871 hatte ich das Werk nach Lesina (Dalmatien) mitgenommen, wo ich einen Monat im Franziskanerkloster wohnte, um Seetiere (Kalkschwämme) zu studieren. Meinen beiden dortigen Freunden, dem Prior des Klosters (Padre Buona Grazia, Freidenker!) und dem Telegraphendirektor Dr. Gregor Buccich (Naturforscher) gefiel das Buch so gut, daß ich es ihnen

¹ Eisenbahndirektor Hofrat Karl Baracs, Mitglied der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft. Anm. d. H.

leihweise auf längere Zeit überließ. Nach ihrem Tode ist es irgendwie in die Hände der vorstehend eingeschriebenen Frau Josephine Albrecht-Lorenz gelangt. Habent sua fata libelli! Ernst Haeckel.“

(Mitgeteilt von Prof. Dr. Heinrich Schmidt.)

Die Nacht der Erfüllung

Im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ schilderte O. E. D. ein paar Erlebnisse hinter dem eigenen und vor dem fremden Ladentische: Wir hatten neulich Gottfried Kellers „Kleider machen Leute“ aus den Liebhaberbänden des Kunstverlags Schroll im Schaufenster. Ein Passant läßt sich das schmucke Büchlein zeigen und legt es bald enttäuscht wieder nieder: „Ich hab' 'glaubt, das is was für Schneider!“ — Bei einem Kollegen in einer süddeutschen Industriestadt wird von einer Dame die billige Ausgabe des Romans „Elisabeth Kött“ von R. H. Bartsch verlangt. Das Buch wird vorgelegt, eingepackt, und die befriedigte Käuferin lispelt: „Der Ullsteiner schreibt doch schöne Sachen!“ — In einem Salzburger Sortiment erlebte ich jüngst folgendes bibliophile Schildbürgerstückchen. Ein norddeutsches Ehepaar, anscheinend auf der Hochzeitsfahrt, jedenfalls aber im nationalen Reisekostüm, kommt in den guten Laden und verlangt einen Roman. Der Gatte empfiehlt seiner Frau aus mehreren vorgelegten Büchern das neue von Arthur Zapp: „Hochzeitsnächte“. Die Dame zögert, und ihr Blick fällt auf einen Stoß anderer Bände in schwefelgelbem Umschlag. Der Titel des obersten Buches fasziniert sie. Rasch entschlossen greift sie zu, und bevor der erstaunte Verkäufer sich fassen und sie warnen kann, steht sie mit dem gelben Bande am Zahlisch. Es war: „Die Nacht der Erfüllung“ von Rabindranath Tagore.

Paul Valéry über die Buchausstattung

Der zu den „Unsterblichen“ der französischen Akademie der Wissenschaften aufgerückte Dichter Paul Valéry, der bekanntlich seine Werke auch in besonderer Ausstattung herausgibt, machte folgende Ausführungen über moderne Buchgestaltung:

In meiner Jugend empfand ich für die schönen Ausgaben eine gewisse Verachtung, es kam mir nur auf den Inhalt des Buches an. Mit dem Altern wird man Feinschmecker, und dann, wer, wie ich, die Architektur liebt, der wird auch das Buch und dessen Seite lieben. Man beachte die Ähnlichkeit zwischen den Titelblättern der Bücher des sechzehnten Jahrhunderts und den Portalen der Paläste und Häuser der gleichen Zeit — man wird manchmal glauben, daß man zur Herstellung eines Titelblattes die Zeichnung eines Portals verwendet hat, und umgekehrt. Aber auch abgesehen von diesen rein dekorativen Problemen stellt das Buch, berücksichtigt man nur den Text, ein Ganzes dar, das durch Probleme der Harmonie und der Anpassung an die Lektüre bedingt ist. Denn jedes Geschriebene oder Gedruckte stellt uns vor folgende Alternative des Sehens: einerseits lädt der Text unsre Augen zu einer Bewegung ein, die Wort für Wort die Zeilen entlang weiterschreitet und jeden Augenblick psychische Wirkungen auslöst, etwa Erinnerungen weckt, geistige Vergleiche hervorruft usw.; andererseits gibt es neben dieser Lektüre, für die das gute Buch eine vollkommene „Lesemaschine“ ist, den Gesamteindruck des Geschriebenen oder Gedruckten. Eine Seite ist ein Bild. Sie ist ein Ganzes gleichzeitiger Eindrücke, das unsern Augen mißfallen kann oder nicht.

Diese beiden Arten von Wahrnehmung schließen sich alle Augenblicke gegenseitig aus, folgen sich aufeinander. Die dem Gesehenen Text gewidmete Aufmerksamkeit folgt derjenigen, die dem Gelesenen Text gewidmet war, das Interesse des Lesers geht von dem einen zum anderen Text. Es gibt sehr schöne Bücher, die nicht zur Lektüre einladen. Ihre Seiten sind schöne, schwarze Massen auf weißem Feld, in die das Auge nicht gerne eindringt. Die moderne Literatur harmoniert nicht besonders mit diesen massiven und mit Lettern überfüllten Formen, denn die moderne Literatur ist vor allem eine impressionistische, eine Literatur der Beschreibung. Sie verlangt nur in geringem Maße diese Verkettung der Gedanken, wie sie von der abstrakten Literatur der vorhergehenden Jahrhunderte erheischt worden war. Bei einer Beschreibung ist die Anordnung der beschriebenen Dinge unbestimmt, man kann mit dem oder mit jenem beginnen. Es liegt keinerlei Notwendigkeit vor, die Lektüre einer bestimmten Reihenfolge zu unterwerfen.

Die Folge hiervon ist, daß das frühere „Wort für Wort“ nicht mehr absolut notwendig ist, die moderne Lektüre besteht sehr oft aus einer Gesamtheit von Blicken. Der Leser schreitet nicht mehr im gleichen Maße progressiv in der Lektüre fort wie früher, sondern weit unregelmäßiger, mehr dem Affekt, den Augenblicken gehorchend. Infolgedessen hat das moderne Buch, um dieser Leichtigkeit und Schnelligkeit des Blickes zu genügen, ein sehr klares, ein sehr helles, ein gewissermaßen „gelüftetes“ Buch zu sein. Voltaire, der von unserer Zeit ist, darf nicht ebenso herausgegeben werden wie Descartes.

—r.

Gedichte aus dem Grabe

Ein im buchstäblichen Sinne des Wortes posthumes Werk ist unlängst zutage gekommen. Wie italienische Blätter melden, war in Nuodo (Sardinien) Sebastino Satta, der größte Dichter der Insel, gestorben. Er wurde neben der Ruhestätte seines früh verstorbenen Lieblingstochterchens begraben. Da seine Verehrer ihm eine würdige Ruhestätte bereiten wollten, beschlossen sie, die Leichen auszugraben; dabei zeigte es sich, daß der Sarg des Kindes stark verfallen war und ein neuer angefertigt werden müsse. Bei der Umbettung entdeckte man auf der Leiche des Kindes ein Heft sorgfältig verpackter Papierblätter. Es war die Handschrift eines Bändchens Gedichte, betitelt „Wiegenlieder“, von deren Existenz niemand etwas wußte, die aber nach dem Urteil von Literaten zu den schönsten Gaben des Dichters zählen.

Die Negerbibliothek der Stadt New York

Die Öffentliche Bibliothek der Stadt New York (New York Public Library) hat die organisatorische Eigentümlichkeit aufzuweisen, daß ihre Filialen in den einzelnen Teilen der Stadt in weitem Maße den Eigentümlichkeiten und besonderen Bedürfnissen der verschiedenen Bevölkerungsschichten und Rassen angepaßt sind, die in diesen Stadtteilen vorzugsweise hausen. Die Auswahl der Bücher, zum Teil auch der Bibliothekare und selbst die Benutzungsbestimmungen wechseln nach der Eigenart der Bevölkerungs-

schichten, von denen diese Filialen vornehmlich benutzt werden; daher sind beispielsweise die italienischen, russischen oder jiddischen Bücher der New Yorker Bibliothek hauptsächlich in die Filialen verteilt, die in den italienisch, russisch oder jiddisch sprechenden Quartieren der Stadt ihren Sitz haben. Vom soziologischen Standpunkt die interessanteste dieser Bibliotheken ist zweifellos die in der 135. Straße des Negerviertels Haarlem, bekanntlich der größten Negerstadt der Welt. Während sonst der amerikanische Weiße den Neger nach Möglichkeit meidet und die berufliche Gemeinsamkeit mit ihm nicht anerkennt, sind dort — so wie dem Aufsatz einer an dieser Bibliothek tätigen Bibliothekarin im jüngsten Heft von „The Library Journal“ zu entnehmen — weiße und schwarze Gesichter gemeinsam an den Arbeitspulten zu sehen, und es sitzen Schwarze und Weiße nebeneinander in den Lese- und Arbeitsräumen. Diese Bibliothek hat die größte Sammlung von Büchern über alles, was sich auf den Neger bezieht, die heute in der Welt vorhanden ist. Den Grundstock dieser Sammlung bildete die Bibliothek eines gewissen Arthur A. Schomburg, eines in Porto Rico geborenen, später in Newyork ansässigen reichen Negers, der diese in jahrelanger Arbeit zusammenbrachte und schon bei Lebzeiten große Teile davon leihweise der Haarlemer Bibliothek überlassen hatte; nach seinem Tode wurde sie mit Unterstützung des Carnegie-Instituts und zahlreicher wohlhabender Neger erworben und zu einer „Negerbibliothek“ im vollsten Sinne des Wortes ausgestaltet. Zu den literarischen Kostbarkeiten der Sammlung gehört die Adresse Jupiter Hamoes an die Neger New Yorks vom Jahre 1787, die u. a. ein berühmtes Gedicht des ersten amerikanischen Negerdichters enthält. Nicht minder interessant ist der Brief einer Negerdichterin des 18. Jahrhunderts, Phyllis Wheatley, an George Washington, dem sie eines ihrer Gedichte widmete. Andere Seltenheiten der Bibliothek sind die Werke des Juan Latino, eines spanischen Negers, der im 16. Jahrhundert an der Universität Granada den Lehrstuhl der Dichtkunst innehatte und für einen der besten Latinisten seiner Zeit galt, sowie die lateinischen und holländischen Abhandlungen des Jacobus Capitaïn, eines westafrikanischen Negers und Graduierten der Universität Leiden. Ein Katalog der Bibliotheksbestände ist zur Zeit in Ausarbeitung begriffen.

Die Haarlemer Bibliothek dient den New Yorker Negern nicht nur als Vermittlerin der sie und ihre Rasse betreffenden oder von ihnen hervorgebrachten Literatur, sondern auch als Versammlungsort zu Gedenkfeiern, Festaufführungen, Vorträgen, Lehrkursen und ähnlichen Zwecken und nimmt daher im öffentlichen Leben dieser Bevölkerung einen hervorragend wichtigen Platz ein.

(Dr. K. S. im „B. f. d. D. B.“.)

Leningrader Bibliophilengesellschaft

Die 1923 gegründete Leningrader Bibliophilengesellschaft hat in letzter Zeit begonnen, illustrierte Privatdrucke für ihre Mitglieder herauszugeben. Bisher sind erschienen: eine Gedenkschrift für G. V. Judin, den bekannten russischen Bibliophilen, dessen wertvolle Sammlung in die Washingtoner Kongreß-Bibliothek eingereiht ist; eine kleine Schrift: „Die Freunde und die Feinde des Buches“; „Die Buchgraphik in SSSR. von 1917 bis 1927“ mit zwei Radierungen von P. Sillingovskij; „Die Bibliophilen aus dem Volke“; „Puškin und die Bibliophilie“ mit einem radierten Bildnis Puškins von N. Dmitrevskij, Vologda; eine Festschrift für die Antiquariatsbuchhändler A. Molčanov und F. Silov mit zwei Radierungen von N. Brimmer. Die Privatdrucke werden höchstens in 150 Exemplaren vervielfältigt und gelangen während der Mitgliederversammlungen der Gesellschaft zur Verteilung. Demnächst will die Gesellschaft eine Reihe kleiner Monographien über die zeitgenössischen russischen Buchgraphiker in Angriff nehmen.

Zola wählt den Namen Gundermann

In der „Frankfurter Zeitung“ schreibt Chr. Waas (Mainz):

Ich war in den Jahren 1894—1896 Gießener Student und Hörer des klassischen Philologen Gotthold Gundermann, eines Urbilds philologischer Korrektheit und seltener Liebenswürdigkeit. Er war einer von den gar nicht zahlreichen Universitätsprofessoren — wenigstens der damaligen Zeit —, denen es ein wahres Bedürfnis war, mit ihren Hörern Kameradschaft, ja Freundschaft zu halten, kurz, ein Mann der gerühmten Humanitas philologica der alten

Zeit. Wie oft kam es nicht vor, daß er unsereinen von der Straße weg in sein professorales Junggesellenheim hereinrief zu ernstem Gespräch mit Imbiß und Trunk! Oder daß er nach dem Kolleg einen oder den anderen einlud, an einem guten Orte einen Schoppen mit ihm zu trinken.

So saß ich einmal mit ihm bei einem Glas Bier in einem Gießener Gartenlokal. Da kam von ungefähr die Rede auf neuere französische Literatur. Ich nannte ihm Zolas wenige Jahre vorher erschienenen Roman „L'Argent“, den ich gerade las, den Börsenroman aus der Serie Rougon-Macquart. Da schmunzelte Gundermann und fragte, lächelnd auf sich selber deutend:

„Nun, ist Ihnen da nichts aufgefallen?“

„Ei gewiß, der Pariser Rothschild bei Zola, der Gegenspieler Saccards, heißt gerade wie Sie, Herr Professor.“

„Mein Name klingt aber doch gar nicht nach Börse!“

Nun wurde ich doch neugierig und bat ihn zu erzählen, was da für eine geheime Beziehung zwischen Zolas Börsenkönig und dem Gießener Universitätsprofessor obwalte. Und Gundermann erzählte, nachdem er mir das Versprechen abgenommen hatte, die Geschichte zu seinen Lebzeiten bei mir zu behalten. Nun deckt schon seit fast acht Jahren den guten, lieben Lehrer der Rasen, und ich darf die Anekdote, die in des Wortes echter Bedeutung ein „anekdoton“, eine unveröffentlichte Geschichte ist, weitererzählen.

„Ehe ich 1892 den Ruf nach Gießen annahm, arbeitete ich längere Zeit auf der Nationalbibliothek in Paris. Ich hatte dort meinen Stammplatz, an dem ich meine Bücher liegen lassen konnte. Obenauf lag meine Visitenkarte. Eines Tages bemerkte ich bei meinem Eintritt in den Lesesaal, daß sich ein mir ganz fremder Herr, untersetzte Gestalt mit Zwicker, über meine Bücher gebeugt, etwas aufschrieb. Ich fragte den aufsichtführenden Beamten, der die Kontrolle bei der Eingangstüre hatte, wer dieser Herr sei, der sich an meinen Büchern zu schaffen mache. Er antwortete: „Kennen Sie denn den berühmten Herrn Zola nicht?“

Es war mir zwar recht merkwürdig, weshalb sich der große Romancier für meine Studien interessierte, legte der Sache aber weiter keine Bedeutung bei.

Einige Zeit später erschien (1891) „L'Argent“ mit dem Namen des großen jüdischen Beherrschers der Börse von Paris: Gunder-

mann. So hatte also Zola, immer auf der Jagd nach Tatsachen der Wirklichkeit für seinen neuesten Roman *experimental*, mich, den stillen deutschen Gelehrten, der ihm auf der Nationalbibliothek aufgefallen war, für geeignet befunden, den Namen für seinen Rothschild abzugeben. So bin ich als lebendiger deutscher Professor in einen Roman Zolas geraten.“

Wir lachten herzlich über die Komik dieses Zufalls, durch den man einmal positiv nachweisen kann, wie Zola in seinem Streben nach höchster Milieutreu gearbeitet hat, daß er selbst für seinen Pariser Rothschild einen unbedingt originalen deutschen Namen aufreiben mußte. Und ein „unverbrüchlich pflichttreuer, bedürfnisloser Arbeiter“, wie Zola in der unvergeßlichen Schilderung des 3. Kapitels seinen Gundermann nennt, das war unser lieber Gundermann ebenfalls, wenn auch in ganz anderer Weise, und wenn ihm auch an Rothschilds Millionen einiges fehlte.

Der Bibliophile

Die Gräfin von Caylus sagte zu ihrem Gatten, der sie über seinen bibliophilen Neigungen vernachlässigte: „Ich wollte, ich wäre ein Buch, dann würden Sie sich mehr um mich kümmern!“ Der Graf erwiderte: „Dann wäre es mir das liebste, Madame, wenn Sie ein Almanach wären —, da bekäme ich jedes Jahr einen neuen.“

Jacob Burckhardt und die Antiquare

In einem Exemplar von H. v. Geymüllers „Entwürfe für St. Peter in Rom“ finden sich von der Hand v. Geymüllers die folgenden Widmungen:

1. Herrn Prof. Jacob Burckhardt mit den herzlichsten Grüßen des Verfassers H. von Geymüller. Paris, 21. Mai 1875.

2. Meinem verehrten und lieben Freunde Herrn Paul Joukowsky übermache ich dies Exemplar, damit es in guten Händen bleibe, seitdem Jacob Burckhardt, im Januar 1894, mich nötigte, es zurückzunehmen, in der Furcht, es könne „nach ihm“ zum Antiquaren wandern. Wiesbaden, den 2. Mai 1894. H. von Geymüller.

Leider hat diese Furcht Jacob Burckhardts doch nicht verhin-

dern können, daß das Werk „zum Antiquaren“ gewandert ist, da es mit der Bibliothek Joukowskys durch die „Utopia“-Buchhandlung, Berlin, zum Verkauf kam. Hoffentlich kam es nun in gute Hände.

Steinerne Bibliotheken in China

Von dem bisher in der Allgemeinheit wohl kaum bekannten Dasein gewaltiger steinerner Bibliotheken in China gibt in „Library Journal“ der Vorstand der chinesischen Sammlungen der Kolumbia-Universität in New York John C. B. Kwai Kunde. Diese Bibliotheken gehen bis auf die Zeit der Entstehung der großen Mauer, also bis ins dritte Jahrhundert vor Christi, zurück und haben einen seltsamen Ursprung. Zu jener Zeit herrschte in China der Kaiser Tsinschihhwang, sicherlich einer der größten Tyrannen, die China, ja die Welt je erlebt hat. Um nun die Regierung dieses Herrschers vor den immer drohenden Aufständen seiner unzufriedenen Untertanen zu sichern, legte ihm sein erster Minister eine Denkschrift vor, in der er als den eigentlichen Herd der Unzufriedenheit die Literaten bezeichnete und ihm zur Ausrottung des Übels empfahl, alle von diesen geschriebenen Bücher, mit Ausnahme solcher über Heilkunde, Ackerbau und Weissagung, verbrennen zu lassen. Als besonders schädlich bezeichnete er dabei die Bücher der Geschichtschreiber, da durch diese die Bürger zu gehässigen Vergleichen zwischen der Regierung des jetzigen Kaisers und denen seiner Vorgänger angeregt wurden; aber auch die Werke der Dichter seien überflüssig und schädlich und müssen von dem gleichen Schicksal betroffen werden. Der Vorschlag war durchaus ernsthaft gemeint und fand auch die Zustimmung des Kaisers, der alsbald an seine Durchführung ging. Es wurde ein Gebot erlassen, daß bei Todesstrafe binnen 30 Tagen alle Bücher an die Behörden abzuliefern und von diesen öffentlich zu verbrennen seien. Vierhundertsechzig Gelehrte, die gegen dieses Gebot zu protestieren gewagt hatten, wurden mit ihren Büchern verbrannt. Ein Schrei der Empörung ging durch das Land, und die Tsin-Dynastie wurde nach wenigen Jahren gestürzt. Die Kaiser der folgenden Dynastien taten im Gegenteil alles, um das Studium der Literatur zu fördern, und um die klassischen Schriftsteller vor den Launen eines neuen

Tsinschihhwang zu sichern, wurde beschlossen, ihre Werke in Stein meißeln zu lassen. Das ist der Ursprung der chinesischen Steinbibliotheken.

Die erste dieser Bibliotheken wurde von dem Kaiser Linta von der Han-Dynastie im Jahre 172 nach Christi geschaffen. Das gleiche war aber in der Folge in verschiedenen Jahrhunderten noch siebenmal der Fall; die letzte dieser Bibliotheken stammt erst aus dem Jahre 1791. Heute sind die größten und berühmtesten Bibliotheken die in Sian, Peking und Chufou. Sian liegt etwa sechshundert Meilen oberhalb der Mündung des Gelben Flusses. Im Süden der Stadt ist das Regierungsviertel, das den „Wald in Tafeln“ enthält. Diese birgt Inschriften der verschiedensten Meißelarbeit dar. Die umfangreichste ist die Folge der dreizehn Klassiker, vielleicht die interessanteste die Rechtfertigungsschrift des Kaisers Tsinschihhwang, in der über dessen Aufstieg vom bloßen Teilfürsten zum „Herrscher über die sechs Königreiche“ sowie seine Taten in Krieg und Frieden berichtet wird. Auch sind zahlreiche treffliche Zeichnungen dabei, darunter das als das glaubwürdigste betrachtete Bildnis des „ungekrönten Königs“ „Konfuzius“. Das jüngste Stück dieser Bibliothek ist die berühmte Nestorianische Tafel, die vom frühesten Eindringen des Christentums in China Zeugnis gibt. Sie ist etwa sechs Fuß hoch und stammt aus dem Jahre 781 nach Christo. Sie war dann viele Jahrhunderte vergessen und erhielt erst vor etwa siebenzig Jahren ihren Platz in dieser Bibliothek. Man schätzt, daß etwa 6000 große Papierbogen nötig wären, um von allen Inschriften dieser Bibliothek einen Abklatsch zu machen.

Die Steinbibliothek von Peking ist nur eine kleinere Kopie derjenigen von Sian. Sie stammt aus dem 18. Jahrhundert und wurde hauptsächlich zu dem Zweck angelegt, den Kindern des Herrscherhauses als Lehrmittel zu dienen. Aber auch der Kaiser besucht jährlich einmal die dort befindliche „Schule der Söhne des Reiches“, um eine Rede über die Pflichten und Verantwortlichkeiten seines Amtes anzuhören sowie Ermahnungen und Vorwürfe entgegenzunehmen. Chufou, wo die dritte dieser Bibliotheken ihren Sitz hat, ist die Hauptstadt der Provinz Schantung und zugleich der Ort, wo Konfuzius lebte und begraben ist. Dort befindet sich der berühmte, dem Konfuzius gewidmete Tempel, dessen grüne

Ziegeldächer von weitem sichtbar sind und unter diesen Dächern außer den unmittelbaren Erinnerungsstücken an den großen Weisen und Gesetzgeber zahlreiche steinerne Inschriften, die von den Lehren und Taten des Konfuzius berichten. So reihen sich diese steinernen Bibliotheken Chinas nicht unwürdig den großen steinernen Denkmälern menschlicher Kultur an, deren größte und wichtigste wir in den Pyramiden besitzen. K. S.

Book-Dinner

In einem großen Schweizer Hotel, das fast nur von Engländern besucht war, sah ich kürzlich ein eigenartiges Gesellschaftsspiel, das geeignet ist, für das Buch als solches wirksam zu werben und bei den Teilnehmern die Leselust anzuregen. Es war dies ein sogenanntes „Book-Dinner“. Die Teilnehmer erscheinen schon zum Essen auf der Brust sichtbar geschmückt mit kleineren oder größeren Zeichnungen, Abzeichen und Gegenständen aller Art, die den Titel eines Buches oder eine bekannte Szene daraus augenfällig illustrieren sollen. Andere trugen so einen Vers oder ein berühmtes Zitat zur Schau. Als sich dann die Gesellschaft nach dem Essen auf der Diele versammelt hatte, erhielt jeder Teilnehmer eine Nummer und eine Karte, auf der er oben seine Nummer und den von ihm gewählten Buchtitel aufschrieb. Dann ging man zwanglos zwischen den Gruppen auf und ab und sah sich die Abzeichen der übrigen Teilnehmer an, wobei man diejenigen Titel, die man erriet, zusammen mit der betreffenden Nummer auf seine Karte schrieb. Traf man z. B. auf eine Dame mit der Nummer 45 und einem silbernen Löffel, so schrieb man auf: Galsworthy, Der silberne Löffel, und fügte die Zahl 45 hinzu. Andere Teilnehmer trugen z. B. einen Schlüssel, eine Kerze, einen Pflanzenzieher usw. zur Schau, alles das Titel englischer Kriminalromane, die überhaupt überwogen. Ein Deutscher hatte den Geist von Hamlets Vater aufgezeichnet, machte aber damit die Erfahrung, daß man auf alles andere eher riet und daß sogar eine leise Nachhilfe (es sei ein Stück von Shakespeare) nichts nützte. Drei- oder viermal wurde dann auf Macbeth geraten; auf Hamlet kam keiner der Engländer. Einige Male war auch das englische Gesangbuch, das gerade

im Mittelpunkt der englischen Debatte stand, vertreten. Eine Dame erhielt für ihre besonders gelungene Darstellung den ersten Preis. Sonst waren neben Kriminal- und Abenteuerromanen an besseren Autoren nur Kipling und Jack London vertreten; außer diesen kaum ein amerikanischer Autor, die überhaupt sehr wenig bekannt schienen. So war z. B. Seton Thompson nur einem der Engländer bekannt, während zwei englische Damen erklärten, sie wollten sich das Buch, das durch den bekannten Wolfskopf charakterisiert war, kommen lassen. (K. K. im „B. f. d. D. B.“.)

Wofür der Bibliothekar bezahlt wird

Duval, der Bibliothekar Franz I. von Frankreich, war ebenso gelehrt als bescheiden. Wenn er etwas nicht wußte, dann schämte er sich durchaus nicht, es einzugestehen. „Ich weiß es nicht, aber ich werde mich bemühen, es herauszufinden“, pflegte er in solchen Fällen zu sagen. Als er eines Tages einem Höfling diese Antwort gab, rief der Fragesteller: „Wie, Sie wissen das nicht? Aber Ihr Gebieter, der König, bezahlt Sie doch dafür, daß Sie es wissen!“ „Verzeihen Sie,“ erwiderte der Gelehrte ruhig, „der König bezahlt mich für das, was ich weiß — wenn er mich für das bezahlen sollte, was ich nicht weiß, dann würden alle Schätze seines Königreiches nicht genügen!“

Amerikanische Schriftstellerei

Der deutschamerikanische Schriftsteller Ludwig Lewisohn erzählt in seiner packenden, auch ins Deutsche übersetzten Lebensgeschichte „Gegen den Strom“, wie er eines Tages aus Geldnot unter die amerikanischen Lohnschriftsteller ging und Tag und Nacht an einem Roman schrieb, der nach Wörtern bezahlt wurde. Von dem amerikanischen Bedarf an Geschichten jedes Umfangs kann man sich am besten ein Bild machen, wenn man eines der großen amerikanischen Magazine in die Hand nimmt. Das bekannteste ist wohl die wöchentlich in Millionen von Exemplaren erscheinende „Saturday Evening Post“, die neben zwei bis drei fortlaufenden Romanen etwa noch ein gutes Dutzend abgeschlos-

sener Geschichten, sogenannte „short stories“, bringt. Diese Zeitschrift allein hat also im Jahr einen Mindestbedarf von 650 kürzeren Erzählungen und zwölf Romanen. Was wunder, daß es in den Vereinigten Staaten angeblich 40 000 Personen gibt, die mit der Herstellung derartiger Geschichten Geld verdienen oder verdienen wollen. Aus dieser stattlichen Zahl hebt sich eine ganz kleine Gruppe von 30 Schriftstellern heraus, gegen deren Produktion die der übrigen 39 970 nicht aufkommen kann. R. V. Hardon, einer von diesen 30 „Two Centers“, so genannt, weil sie zwei Cent für das Wort bezahlt bekommen, plaudert in der New Yorker „Nation“ über sein Handwerk, woraus die „Kölnische Zeitung“ folgendes mitteilt: Da liest man mit Erstaunen, daß die 30 in einem Jahr nicht weniger als 2200 kurze Erzählungen, 400 Novellen und 150 Romane schreiben. Daß eine derartige Schriftstellerei auch nicht das geringste mehr mit Kunst zu tun hat, wissen diese Leute natürlich ganz genau. Sie betrachten sich aber nicht als schreibende Tagelöhner, sondern als hochwertige Facharbeiter. Hardon war bis zu seinem 30. Lebensjahre Journalist und hatte bis dahin nie eine Geschichte geschrieben. Auf der Universität hatte er ein schmales Bändchen sentimentaler Sonette herausgegeben. Vor zehn Jahren kaufte er sich die erste Nummer eines damals neu erschienenen Magazins und las die darin abgedruckten Geschichten. Noch am selben Abend setzte er sich hin und schrieb auch eine solche Geschichte. Umgehend erhielt er 20 Dollar dafür und die Aufforderung zu weiterer Mitarbeit. Das war der Beginn seiner „Karriere“. Im Laufe eines Jahres verkauft Hardon ungefähr hundert kurze Erzählungen von durchschnittlich 2800 Wörtern, vier kleine Novellen von je 15 000 Wörtern, vier Romane von ungefähr je 50 000 Wörtern und mehrere hundert Füllsel (fillers) von je 50 bis 250 Wörtern. Von zehn an die Redaktionen gesandten Arbeiten erhält er gewöhnlich eine zurück, die er dann meist anderweitig unterbringt. Fast immer hat er schon beim Schreiben eine bestimmte Zeitschrift im Auge. Zwei Abnehmer schicken ihm häufig Manuskripte zurück, indem sie gleichzeitig Änderungen vorschlagen, genau wie man einen Anzug einem Schneider zurückschickt, damit er die Ärmel etwas kürzer mache oder den Kragen etwas hebe. Diese Änderungen werden natürlich umgehend erledigt, und das Kleidungsstück, d. h. das Manuskript, geht noch am selben Tag

an den Kunden zurück. Hardon schreibt unter 21 Pseudonymen. Der leitende Herausgeber bei einer Gesellschaft, die monatlich fünf solcher Magazine herausbringt, so erzählt Hardon, ist oft in einer geradezu verzweifelten Stimmung, weil er kurz vor dem Druck nicht die nötigen Erzählungen zusammengebracht hat. Und das trotz der 40 000 Personen, die für Geld schreiben. Er hat eine Liste von neun regelmäßigen Mitarbeitern, die er in der Not immer wieder anruft. „Ich brauche dringend noch 4000 Wörter, eine hübsche süße Liebesgeschichte mit einer nichtsnutzigen, ein wenig flatterhaften Heldin. Was ist heute? Dienstag. Warten Sie einmal! Am Donnerstag, um 12 Uhr, muß die Geschichte hier sein. Aber, bitte, nicht in einer Kleinstadt spielen lassen. Wir haben schon drei derartige für die nächste Nummer vorgesehen. Am besten heiratet die Heldin am Schluß einen Handwerker in guten Verhältnissen. Aber begeben Sie sich bitte nicht auf sexuelles Glatt-eis. Sie wissen, daß wir irgendwie Anstößiges nicht abdrucken. Also abgemacht. Zwei Cent das Wort.“ Genau wie jemand beim Metzger den Sonntagsbraten bestellt. Bemerkenswert ist noch, daß fast alle Wildwestgeschichten von Frauen geschrieben werden, und daß ein in Baltimore lebender Schriftsteller, um dessen Broadwaygeschichten sich die Redaktionen reißen und der mindestens 15 000 Dollar jährlich damit verdient, niemals in New York gewesen ist und zu Hardon selbst sagte, er möchte doch mal gern dorthin fahren, um den Broadway in Wirklichkeit zu sehen.

Getrennte oder verbundene Schrift?

Seit fünfzehn Jahren wird in der englischen Öffentlichkeit der Kampf um die unverbundene Schrift ausgefochten, ein Kampf, an dem Pädagogen, Warenhausbesitzer, Bankiers, Physiologen und Redakteure teilnehmen und in dem auch Kirchenfürsten das Wort ergriffen haben. Jüngst spitzte sich dieser Kampf so sehr zu, daß englische Zeitungen wochenlang ihre Spalten der Diskussion über diese Frage zur Verfügung stellten.

Vor fünfzehn Jahren ungefähr führten Schriftreformer die unverbundene Schrift, das sogenannte „Script“, ein, das sich von der Kursivschrift dadurch unterscheidet, daß die Buchstaben inner-

halb der Worte unverbunden nebeneinanderstehen gleich Druckbuchstaben. Es liegt im Wesen dieses Stils, daß die Abstriche senkrecht und nicht geneigt verlaufen und daß das ganze Schriftbild lediglich aus Schattenstrichen ohne verbindenden Haarstrichen besteht. Die Leiter der Warenhäuser begrüßten das neue System mit Begeisterung, und wenige Jahre später wurde durch Hausgesetze dekretiert, daß die Adressen aller Kunden im Script notiert werden müßten, so daß alle Undeutlichkeiten vermieden werden. Die Versandtabteilungen beinahe des ganzen englischen Detailhandels stellten sofort wesentliche Erleichterungen in der Abwicklung der Geschäfte fest. Experimente ergaben eine geradezu verblüffend günstige Statistik für die pädagogischen Resultate beim Schreibunterricht im Script. Kinder, die eine schlechte Kursivschrift schrieben, lernten innerhalb eines Semesters eine viel deutlichere, schönere und saubere Schrift und schrieben durchschnittlich etwa 20 Prozent schneller.

Nach den damals bekannten Gesetzen der Schreibbewegung war dieses Ergebnis unverständlich. Man bedenke, daß in unverbundener Schrift hinter jedem Buchstaben die Feder vom Papier abgehoben werden muß, um neu zur Niederschrift des folgenden Buchstabens angesetzt zu werden, so daß ungefähr doppelt so viele Tempi verlorengehen, als das betreffende Wort Buchstaben enthält. Dieser Zeitverlust müßte logischerweise den Schreibakt verlangsamen, statt ihn zu beschleunigen. Man erklärte sich die wundersame Erscheinung dadurch, daß Kinder leichter Druckformen von Buchstaben schreiben, weil ihnen die Formen der Druckbuchstaben um so geläufiger sein müssen, da ja in jeder Schule mehr gelesen als geschrieben wird.

Erst den Entdeckungen der tatsächlich obwaltenden Gesetze der Schreibbewegung, die durch die Zeitlupenaufnahmen (25 Expositionen in der Sekunde) von Frank Freeman in Chikago vorgenommen wurden, war es vorbehalten, dieses Geheimnis aufzuklären. Wir alle schreiben Abstriche schneller als Aufstriche. Wir kennen heute bereits den Anteil, den die Muskulatur jedes einzelnen Fingers, den die Handgelenke, den die Stellung des Unterarmes auf jeden individuellen Schreibakt ausübt, und wir wissen, daß die Kontraktionsmuskeln bei normaler Federhaltung für die Abstriche und die Extensionsmuskeln für die Aufstriche verantwortlich sind.

Bei allen Menschen sind durch Vererbung die Kontraktoren stärker entwickelt als die Extensoren, und in unverbundener Schrift wird der weniger leichte Weg in der Extension in der Luft über dem Papier statt auf dem Papier durchgeführt. Daher führen alle Kinder, bei denen der Entspannungsmuskel besonders schwach entwickelt ist, die unsichere Aufwärtsbewegung nicht auf, sondern über dem Papier durch und lassen die kräftigeren und treffsicheren Abstrichbewegungen als prägnante Spuren in den Abstrichen, also in der unverbundenen Schrift, auf dem Papier zurück.

Gegenüber dem lauten Beifall des englischen Detailhandels steht nun in der Diskussion der ebenso laute Protest der Banken. Die Schalterbeamten der Depositenkassen vermögen nicht mehr mit Sicherheit die Echtheit von Unterschriften zu verifizieren, wenn diese statt in verbundener Schrift in Druckschrift geleistet werden. Zwischen beiden Interessentengruppen stehen die englischen Polizeibehörden, die sich zwar nicht um die pädagogischen Prinzipien und Laboratoriumsexperimente kümmern, die aber darauf bestehen, daß alle Anmeldekarten in Druckschrift abgegeben werden, weil die Registratur- und Kontrollarbeiten auf diese Weise ganz ungewöhnlich erleichtert werden.

Vom physiologischen Standpunkt aus kann als bewiesen angesehen werden, daß sich die individuelle Muskulatur mancher Menschen viel mehr für die unverbundene Schriftart eignet, während die ältere Generation, die nur verbundene Schrift gelernt hat — die diese Schreibbewegungen seit der frühesten Kindheit zu unbewußten „bedingten“ Reflexbewegungen eingeübt hat —, eine starke Abneigung gegen das Umlernen auf neue Schreibsysteme zeigt.

(R. S. in der „N. Zürch. Ztg.“.)

Ein Original

Im Krematorium des Pariser Friedhofes Père-Lachaise wurde vor zwei Jahren die Leiche eines 79jährigen Greises verbrannt. Er war ein seltsames Original gewesen, dazu ein Fremder, dessen Tun und Treiben seinem einzigen Freunde, dem Concierge, immer unverständlich gewesen war. In einer engen Parterrewohnung einer versteckten Seitengasse hatte er vierzig Jahre lang gelebt und die

Mission seines Lebens erfüllt: die Dokumente, Manuskripte, Ausgaben, Bilder, Erinnerungen, alle literarischen Schätze, die auf Puškin Bezug hatten, zu sammeln.

Der Sonderling hieß für die Außenwelt Onegin, so nannte er sich selbst, wie er wirklich hieß, wußte man nicht. Er war ein Findelkind, das vor 79 Jahren am Fuße des Denkmals des Dichters in Petersburg aufgefunden worden war. Als junger Mann hatte er in diesem geheimnisvollen Zufall ein Zeichen und einen Ruf des Schicksals erblickt und ihm gehorcht. Er weihte sich ganz dem Kulte Puškins. Das Glück hatte es gefügt, daß das Findelkind von einem Manne aufgefunden wurde, der es in das geistige Leben seiner Zeit einführte. Dies war der Dichter Joukowsky, und die Legende entstand bald, daß dieses Kind der Sohn des Dichters und Erziehers Alexanders des Zweiten sei.

Das Geld zum Ankauf der Reliquien und Bücher, die Onegin mit merkwürdigem Geschick aufspürte, erhielt er von der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Außerdem hatte ihm der Kaiser eine kleine Pension als „Konservator“ des Museums hinterlassen, das aus einem Schlafzimmer bestand, das der Straße zu gelegen und wahrscheinlich nur deshalb nicht von Einbrechern längst ausgeraubt worden war, weil diese den Reichtum hier nicht ahnten. Als die Bolschewiken zur Regierung kamen, gaben sie Onegin eine Summe von hunderttausend Franken, wofür er sein Museum mit allem, was es enthielt, nochmals dem russischen Staate zum Geschenk machen mußte. Als er starb, fand man in dem Zimmer, in dem er gelebt, gearbeitet, geschlafen und besonders seine Schätze katalogisiert hatte, Bücher, Bilder, Mappen, auf denen säuberlich geschrieben stand, daß sie Eigentum des russischen Staates seien, und nur einen einzigen Gegenstand, den sein Besitzer als sein persönliches Eigentum ansprach, das war ein Ikon, auf dem als Jungfrau eine von Onegin einst geliebte Frau gemalt war und vor dem bis zu seinem Tode Tag und Nacht ein Lämpchen brannte.

Onegin hatte auch zusammenhanglose Aufzeichnungen hinterlassen, in denen er Episoden seines Gottesdienstes für Puškin erzählte. So berichtet er, daß er auch das große Opfer auf sich genommen hatte, den Mann, der 1837 Puškin im Duell getötet hatte, aufzusuchen. Es war der Baron von Anthes, der inzwischen Senator geworden war. Der Baron gab mit behaglicher Ruhe De-

tails über jene furchtbare Episode seines Lebens und rechtfertigte sie mit dem Zwange der Selbstverteidigung, denn er sei ja der Geliebte der Frau Puškins gewesen. Als Onegin ihn entsetzt fragte: „Aber wie konnten Sie ein so außerordentliches Genie töten?“ antwortete ihm sein Gegenüber: „Bin ich denn ein gewöhnlicher Mensch? Bin ich nicht Senator?“ Dazu schreibt Onegin, wie recht Turgenieff hatte, als er sich unter den drei schlechten Handlungen seines Lebens vorwarf, die Gegenwart des Barons von Anthes an seinem Tische geduldet zu haben.